



Himmelstürmer
Verlag

PETER NATHSCHLÄGER

CYBORG ME

Bibliographie

Alle Bücher im Himmelstürmer Verlag:

„Mark singt“, Roman. ISBN 978-3-934825-35-2

„Die Legende vom heiligen Dimitrij“, ISBN 978-3-934825-38-3

„Dunkle Flüsse“, ISBN 978-3-934825-43-7

„Es gibt keine Ufos über Montana“ ISBN 978-3-934825-50-5

„Patrick’s Landing“ ISBN 978-3-934825-66-6

„Geheime Elemente“ ISBN 978-3-940818-02-7

„Im Palast des schönsten Schmetterlings“ ISBN 978-3-86361-157-6

„Der Falke im Sturm“ ISBN 978-3-86361-290-0

„Fluchtgemälde“ ISBN 978-3-86361-370-9

„Die Inseln im Westen“ Band 1 ISBN 978-3-86361-576-5

„Die Inseln im Westen“ Band 2 ISBN 978-3-86361-579-6

Coda – der letzte Tanz ISBN 978-3-86361-828-5

Alle Bücher auch als E-book erhältlich.

Himmelstürmer Verlag, 31619 Binnen

Himmelstürmer is part of Production House GmbH

www.himmelstuermer.de

E-mail: info@himmelstuermer.de

Originalausgabe, Oktober 2022

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages.

Zu widerhandlungen werden strafrechtlich verfolgt

Rechtschreibung nach Duden, 24. Auflage.

Umschlaggestaltung: Olaf Welling, Grafik-Designer AGD, Hamburg. www.olafwelling.de

Coverfoto: 123RF.com

ISBN print: 978-3-98758-003-1

ISBN epub: 978-3-98758-004-8

ISBN pdf: 978-3-98758-005-5

Peter Nathschläger

CYBORG

ME

Roman

 Himmelstürmer
Verlag

MECOL III

Die alte Frau saß zwischen Dutzenden anderen Bewohnern des Wohnblocks auf der untersten Stufe im Treppenhaus 5, wo dem es nach Urin und Öl stank, und starrte missmutig auf die drei Taschen mit Einkäufen, die zwischen ihren Beinen standen. Als sie hörte, wie die Glastür des Hauseingangs aufging, hob sie den Blick und lächelte erleichtert, als sie den schlanken Schatten zwischen den herumstehenden Gruppen auf sie zukommen sah:

«Samson, *Schatz*. Gottseidank bist du da. Wo warst du schon wieder? Du bist so ein Streuner!»

Die anderen wichen mit nervösen Blicken bemüht unauffällig von ihr ab. Ein paar warfen interessierte und abschätzig Blicke in Richtung des Jungen, der die weite Eingangshalle betreten hatte. Hunderte Leute standen in Gruppen zusammen, und als er wie ein wütender Balletttänzer an ihnen vorbeimarschierte, ohne sie zu beachten, senkten sie den Blick, sahen irgendwohin oder setzten unterbrochene Gespräche fort.

Der junge Kerl, der soeben die gläserne Eingangshalle vom Wohnturm MECOL 3C betreten hatte, schob sich zwischen zwei Gruppen zu ihr durch, grinste erschöpft und nickte ihr zu:

«Herumstreifen und Beute machen. Expresslift 5 im Arsch?»

«Red nicht so lästerlich, mein Junge. Ja, der kriegt keinen mehr hoch. Steht irgendwo im siebzigsten Stock, dieser Schrott! Der andere Turbolift tut schon seit Wochen nicht mehr, als vor sich hin rosten! Was für ein blöder Scheiß!»

Sie prusteten beide los und der Junge mit den türkisenen Augen und dem kurzgeschnittenen, dichten, schwarzen Haarschopf warf einen Blick auf sein linkes Armband, zuckte scheinbar unbekümmert mit den Schultern, was von einem elektrischen Summen und einem leisen Pfeifen begleitet wurde, und lächelte die alte Frau abenteuerlich an:

«In meine Arme! Das wird ein wilder Ritt, Senora Trujilo-Valdez. Auf geht's, Jubel!»

Sie packte ihre Einkäufe und mühelos hob er sie hoch wie ein Bräutigam seine Braut und sie legte einen Arm um seine Schultern und man

könnte meinen, sie errötete sanft und damenhaft.

«Bereit?»

«Abmarsch, Soldat!», kicherte sie und dann rannte der junge Kerl einfach mit der Seniorin und ihren Einkäufen die Treppen hoch, Stockwerk um Stockwerk, ohne außer Atem zu kommen, wie ein Übermensch, nur ein wenig fehlerbehaftet, mit einem Geruch von kalter, frischer Luft und Elektrizität, als würde reines Ozon um ihn knistern, und sich in einem Gewitter entladen wollen.

Als sie nach einer Viertelstunde den einhundertzehnten Stock erreichten, sank er auf die Knie und setzt die Dame vorsichtig auf dem Boden ab. Er war nicht außer Atem, aber ganz offensichtlich erschöpft. Er nestelte einen flachen, transparenten Stab aus der Schenkeltasche seiner lockeren, schwarzen Ninja-Hose. Er fiel ihm aus der Hand und er schnippte ihn mit den Fingern in ihre Richtung.

«Sie müssen mir jetzt helfen, liebe Frau.»

Seine Stimme klang verschliffen und seine Nachbarin kam ächzend, aber rasch auf die Füße, indem sie sich an der Wand abstützte,

ging zu seiner Wohnungstür, schob den Stab in den dafür vorgesehenen Schlitz. Die Stimme der Tür sagte:

«Authentifizierung Faktor zwei. Bitte um Identifikation.»

Sie räusperte sich und sagte: «Rosa Emilia Valdez, eins eins drei, Berechtigung drei.»

Die Tür sagte: «Zutritt gewährt» und öffnete sich mit einem leisen Fauchen.

«Das Kabel», sagte der Bursche erschöpft und seine Stimme war fast nur noch ein Flüstern. «Nur das Kabel, das dunkelrote.»

Ein paar Sekunden später kam sie mit dem Stecker in der Hand auf den Korridor, an dem das Kabel hing, das wiederum an der Energieversorgung der Wohnung mündete. Sie reichte ihm den Stecker und sah interessiert, aber nicht überrascht zu, was er damit machte.

«Warum mit Kabel und nicht über die Luft?», fragte sie ihn leise.

Während er mit dem Flachbandstecker hantierte, knurrte er:

«Ich hoffe, die richten den Ramsch beizeiten. Nicht, dass ich etwas dagegen habe, hübsche junge Dinger wie Sie auf den Armen zu

tragen, aber einhundertzehn Etagen sind auch für mich ein bisschen viel! Ach ja, das Kabel. Über die Luft ist manchmal unangenehm.»

Er deutete auf seinen rechten Oberarm. «Fühlt sich an wie ein Muskelkater, wenn ich über die Luft auflade. Und das ist irgendwie auch wieder fast ein Witz, oder? »

Rosa Valdez lachte und als sie sich etwas beruhigt hatte, sagte sie, mit Lachtränen in den Augen: «Wenn ich um siebzig Jahre jünger wäre, könnte ich mich glatt in dich verlieben, Samson.»

Mühevoll stand der junge Bursche auf, lächelte sie an und gab zurück:

«Und wenn ich ein ganzer Mensch wäre, würde ich für ihre Liebe alle Länder durchqueren, durch alle Meere schwimmen und jeden eisigen Berg bezwingen, der sich mir in den Weg stellte.» Er beugte sich zu ihr und küsste sie auf die Wange: «Sie haben mir das Leben gerettet»

«Du Charmeur», lispelte sie und streichelte seine Wange. Was für ein hübscher Kerl er war. Was für ein edler Pfeil auf dem Weg vom Jungen zum Mann.

Sie packte ihre Einkaufstaschen und ging zu ihrer Wohnungstür, drehte sich noch einmal zu ihm um, aber er war schon in sein Loft gegangen, die Dunkelheit hatte ihn verschluckt und hinter ihm schloss sich die Tür.

Mexico City Blues

Der Mann streckte sich im Bett, stützte sich auf die Ellbogen und gähnte. 00:25. Die Hochbahn, die hundert Meter unter seinem Apartment vorbei brauste, weckte ihn zuverlässig. Der Ausfallzug erreichte drei Kilometer weiter westlich, seine Höchstgeschwindigkeit von 630 Stundenkilometer; hier, zwischen den grauen Hochhauschluchten im Westen von Mexico City, holte er noch Schwung. In trockenen Nächten war nur ein luftiges Wieseln zu hören, doch wenn es regnete (und es regnete fast immer) klang der Magnetschwebezug wie ein ausdauerndes, nasses Schlürfen; gierig und obszön.

Der nackte Mann stand auf und ging durch die weiten, fast leeren Räume seiner Wohnung,

wie ferngesteuert im fahlen Licht der vor den Fensterwänden schwebenden Reklametafeln. *Coca-Cola, Renquist Bier, Verreisen Sie noch heute, Torture Dolls Black Friday Sale minus sechzig Prozent ...* Die Tafeln schwebten singend und lallend und blinkend weiter, der Mann trat an das vier Meter hohe Fenster seines Wohnzimmers, machte eine fahrige Bewegung mit der rechten Hand, und die Scheibe fuhr mit einem luftigen Zischen nach oben. Ein Energiefeld hielt den Regen davon ab, ins Zimmer zu wehen. Seine Stoppelglatze schimmerte im schwachen Licht der davonschwebenden Reklametafeln. Er trat vor und sah in die Tiefe, dachte wieder daran, einfach zu springen. Es wäre schnell vorbei und es gab nichts, das ihn hielt, außer seiner Feigheit, den Schritt zu tun. Zu fallen, auf der spiegelglatten Fläche der Magnetbahn aufzuschlagen, zu spüren, wie der Körper aufplatzte und Knochen brachen, Blut herausspritzte, die Haut aufriss. Ein kurzer Orgasmus der Schmerzen, mit dem das Leben aus ihm wich und dann der ewige Trost der Stille.

Er ging einen Schritt zurück und sagte halblaut: «Havana Club, 17 Jahre. Und Jazz. Flügelhorn und Piano bitte.»

Die Musik füllte die Zimmer, kam von überall her und war so klar und räumlich wie Live-musik. Über der Bar im Wohnzimmer ging ein blassgrünes Licht an und eine männliche Stimme mit dem angenehmen Timbre eines alten Barmanns sagte: «Dein Drink ist fertig, Dude!»

Er murmelte: «Danke, Buddy. Nichts los heute Nacht, was?»

«Nichts los Dude, keine Ahnung, wo die wilden, süßen Jungs sind. Man könnte echt den Blues kriegen. Lust auf eine Zigarette?»

«Klar, Mann», antwortete der Dude und ging zur rechten Seite der Bar. Hier standen einige Bilderrahmen mit alten Filmplakaten und ein Aschenbecher aus Keramik. Ein Roboterarm erschien, zwischen den Fingern aus Karbon eine angezündete Zigarette.

Draußen donnerte es und der Regen wurde stärker.

«Was für eine Nacht», knurrte Buddy, die KI der Wohnung, und man konnte fast sehen, wie

ein ebenso lässiger wie alter Barkeeper verständnislos über das Wetter den Kopf schüttelte.

«Ja», gab der Dude zurück und schlenderte zum offenen Fenster. Drehte den Drink in der Hand, das Eis klimperte. Rauchte. Das Flügelhorn solierte mit anzüglicher Lässigkeit über die Akkorde des Klaviers; die Musik war gut, melancholisch. Er überlegte, nach dem Drink ins Bett zu gehen und etwas Schlaf nachzuholen. Nach Nächten wie dieser hatten er und sein Team in den frühen Morgenstunden alle Hände voll zu tun.

Verdammte Welt, in der man Torture Dolls brauchte. Oder wollte.

Nachdem er den Rum getrunken und die Zigarette geraucht hatte, ging er ins Schlafzimmer, kroch in das noch warme Bett und sank sofort in einen tiefen, traumlosen Schlaf, während draußen die Welt nicht heller wurde, sondern nur ein bisschen weniger schwarz. Auf der rechten Wand, die eine durchgehende Videowall war, auf der in X3-UHD Landschaften als Realvideos abgespielt werden konnten, um eine schöne Aussicht zu simulieren, erschien eine nebelver-

hangene Steppenlandschaft. Die Übertragung zeigte Nieselregen, der auf messerscharfe Halme fiel, Nebel, der sich in dürrem Gebüsch verding, eine silbergrüne Einöde, gespickt mit einfach gezimmerten Kreuzen, die von einer Kamera übertragen wurde, die der Dude vor drei Jahren am verlassenen Strand von Zihuatanejo in einem hageren, verkrüppelten Baum platziert hatte. Der Klang war 3D, ein feines Säuseln und Tröpfeln; beruhigend und entspannend. Er zählte im Geist die Kreuze und schlief dabei ein.

Als ihn der Wecker aus dem Schlaf fischte, war es nur unwesentlich heller, und der Regen hatte nachgelassen. Es war der erste Sonntag des Monats, es war Reinigungstag. Sein Job war dreckig und öde und niemand wollte ihn machen, aber er machte ihn aus gutem Grund, und sein Team stand zu ihm und weil es sonst niemand erledigen wollte, verdienten sie, gemessen am Anspruch der Arbeit, sehr viel Geld. Nicht so viel, dass sie in einen der hängenden Türme ziehen konnten oder gar in einen der Stadtkreise, die in der gezeitenberuhigten Karibik trieben, aber doch so viel, dass sie sich riesige Altbau-

wohnungen in den alten Vierteln leisten konnten. Dude, der in Wirklichkeit Max Osmin hieß, war fünfundfünfzig Jahre alt, und nie verheiratet gewesen. Er bewohnte eine zweihundertfünfzig Quadratmeter große Wohnung im siebzigsten Stock im *Condesa District* von Mexico City. Wie die meisten handwerklich begabten Menschen hatte auch Max sich eine ansehnliche Menge an Helferlein zusammengeschaubt. Aus Roboterteilen, Transistoren, Speichereinheiten aus Smartphones und KI-Kopplern, die man auf Müllhalden und in heruntergekommenen Seitenstraßen finden konnte. Wenn es ging, nahm er am Reinigungstag Abfälle, die er hinter überquellenden Müllcontainern im Dreck fand, mit nach Hause und beschäftigte sich damit. Manchmal war noch Leben in den Dolls – was auch immer man als Leben bezeichnen wollte.

Oder konnte.

Und das Leben, das er fand, war für ihn wichtig, weil es flackerte wie eine ausgehende Kerze.

Am Morgen nach der *Noche Enfocada* waren die Straßen still und es herrschte wenig Verkehr.

Es war nicht, weil die Leute einfach den Reinigungskräften aus dem Weg gehen wollten, sondern vielmehr, weil sie sich für die Exzesse der letzten Nacht schämten, und, so wie Trinker, die am Tag nach einem Besäufnis nicht über leere Flaschen und volle Aschenbecher stolpern wollten, so wollten die Menschen auch nichts mit den Überresten der wahnsinnigen Spiele zu tun haben.

Es sei nicht einmal Metzgerfüllsel, weil es ja nicht wirklich gelebt hatte. Denn was nicht geboren wurde, kann auch nicht sterben und tot sein, oder? Das war der Tenor: Nur das, was im engen Sinne geboren wird, lebt. Alles andere existiert.

Ganz so klar war das nicht, und das wurde zumindest in einem Gesetzeszusatz der Menschenrechte als Walter-Act, in den Absätzen I und II zusammengefasst.

Als Max «The dude» mit seinem Müllwagen zum Treffpunkt fuhr, rief er sich wie schon so oft, die Geschichte der Dolls in Erinnerung. Die Torture-Klone reizten ihn nicht. Sie waren zu menschlich. Für andere schien genau das ausschlaggebend zu sein.

Die Dolls, wie man sie heute recht problemlos in Fachgeschäften kaufen konnte, waren die Entwicklung der Polin Marila Jablonski. Sie wuchs um 2015 in einer kleinen Gemeinde im Süden Wiens auf und war, wie man sagte, keine Schönheit. Dafür war sie klug und geradezu besessen von Genetik. Und sie war besessen von Walter K, einem hübschen Jungen, der so alt war wie sie, Fußball spielte und sie von ganzem Herzen verabscheute und sie mit dem Sadismus jugenhafter Arroganz quälte.

Er demütigte sie, wie man aus ihren Memoiren wusste, bei jeder Gelegenheit auf widerlichste Art und Weise, doch sie konnte nicht aufhören, ihn zu lieben. Das alles war natürlich nicht verbrieft. Biografien waren keine zuverlässige Quelle. Doch es war in den Kanon eingegangen, man wusste es einfach, so wie man von allen urbanen Legenden wusste, dass sie stimmten - irgendwie. So, wie man wusste, dass Walter eines Tages mit seinem Motorrad verunglückte und sein siebzehnjähriger Sportlerkörper mit sechzig Stundenkilometer gegen eine Betonwand krachte. In der kleinen Gemeinde, ganz in der Nähe des Hauses, in dem Marila

lebte. Man erzählt sich, sie hätte aus Walters sterbenden Körper einen letzten Orgasmus gezwungen, wogegen er sich nicht wehren konnte. Sie schnitt ihm Haare ab und Fingernägel, schabte Hautzellen von seiner Hüfte und sammelte Blut, das aus den zahlreichen Wunden pumppte, in einer Sprite Flasche.

Viele Jahre später erzeugte sie einen perfekten Klon von Walter K. und folterte ihn in einem viertägigen «Happening» zu Tode. Man erzählt sich, dass sie in den darauffolgenden Jahren fünfundfünfzig Klone von Walter schuf und jeden einzelnen davon mit immer raffinierteren Methoden marterte. In ihren Aufzeichnungen schrieb sie, dass er manchmal so laut brüllte, dass die Stimmbänder rissen. *Lieblosigkeit muss leiden*, notierte sie in einem ihrer Hefte.

Jedenfalls ebnete sie damit den Weg zu Walter-Act I: Man darf Dolls nicht aus dem Genpool eines lebenden Menschen schaffen. Und Act II: Man darf einen Menschen nicht töten, um an seinen Genpool zu kommen, um Act I zu umgehen.

Zusammenfassend könnte man sagen, dass der Mensch das Klonen von Menschen perfek-

tioniert hatte, um foltern und vergewaltigen zu können. Um zu schänden. Für Max Osmin war das eine deutliche Parallele zur frühen Nutzung des elektrischen Stroms. Bevor der Mensch an elektrische Kühlschränke, Haartrockner und Straßenbeleuchtung dachte, schraubten sie einen elektrischen Stuhl zusammen.

Das, was vor fast zweihundert Jahren noch ein Horrorfilm gewesen war, eine Reihe von Filmen, war in den Megacitys längst zur Realität geworden: Die drei großen Hersteller von Dolls veranstalteten zweimal im Jahr einen *Black Friday* und schmissen den Leuten Dolls aus den Lagerbeständen nach. Man gab ihnen Kleidung, etwas Geld und machte sie durch große Alita-Augen leicht erkennbar. Und dann, in dieser ersten Samstagnacht jeden Monats, durfte die Bürger jagen, wenn sie wollten, sich am Betteln um Gnade erfreuen, die Dolls foltern und ermorden.

(Es war kein Mord, denn ermorden konnte man nur, was lebte.)

Auf den Straßen und in Kellern, bei Tortur-Happenings in den Apartments und Häusern und in den Parks der Reichen und Schönen floss

Blut in die Abwasserkanäle und das Brüllen der gequälten Dolls stieg wie öliger Rauch in den Himmel. Manche Leute nahmen die Schreie auf und verkauften die Aufnahmen als «Höllenchöre».

Max und sein Team fuhren in den frühen Morgenstunden durch die markierten Zonen und räumten die menschlichen Überreste weg. Manche lebten noch, so halbwegs. Auseinandergerrissene Leiber, Oberkörper ohne Beine, Köpfe, die nur noch an wenigen Sehnen am Torso hingen und die darum bettelten, sterben zu dürfen.

«Man kann den Blues kriegen», sagte Elroy, sein Fahrer, als sie durch den Regen fuhren.

Max nickte und zündete eine Zigarette an und gab sie Elroy.

«Danke, Mann.»

Die meisten, die sich an der kollektiven Jagd auf Torture-Dolls beteiligten, waren gewöhnliche Leute aus dem Mittelstand und Wohlhabende. Angestellte, Familienväter, Aufsichtsratsvorsitzende, Leute mit Geld. Die einfachen Arbeiter interessierten sich nur wenig für diese Möglich-

keiten, sich abzulenken. Sie ergriffen aber auch keine Partei, beteiligten sich nicht an Protestmärschen, unterschrieben keine Petitionen, nichts, nada. Wenn es Widerstand gab, dann nur leise und versteckt; die Produktion und der Vertrieb der Klone waren ein zu gutes, ein zu großes Geschäft, und wirtschaftlich zu tief in den produzierenden Staaten verwurzelt, um wirklich offen bekämpft zu werden. Die Propaganda der Medien, die der Dollindustrie hörig waren, war wortgewaltig und ausdauernd.

Sie rollten im Schrittempo durch die Calle Amberes, kreuzten in der Zona Rosas und sammelten ein, was sie fanden. Vor manchen Lokalen waren die zerfetzten Leichenteile ordentlich in schwarze Müllsäcke gepackt, was ihnen die Arbeit erleichterte. An einer Kreuzung beteiligte sich Max beim Verladen einiger Müllsäcke, und als er gerade dabei war, die Leiter zum Beifahrersitz hochzuklettern, fiel sein Blick auf eine Gestalt, die in einer Hauseinfahrt neben einem der vier großen schwulen Megaclubs der Zona Rosas lehnte. Der Umriss war breitschultrig und schlank, ein zweiter Blick verriet, dass der Jun-

ge ein Mischling war. Latino und Indio wahrscheinlich. Oder ein Indiochinese. Er sah ihn an, legte den Kopf in den Nacken und leckte sich über den linken Mundwinkel, herausfordernd und anzüglich. Das rechte Auge des Jungen leuchtete in einem fahlen Rot. Als er sah, dass er die Aufmerksamkeit des Mannes hatte, stieß er sich lässig von der Wand ab und ging fort. Erst in diesem kurzen Moment sah Max, dass der Kopf des Jungen ab dem unteren Teil des Kinns in einem Hartschalendorsetz mündete. Schwarzglänzendes Karbon und Metall. Max blickte ihm nach und fragte sich, wie viel von ihm menschlich war, und wie viel von ihm ein Cyborg. Als er sich auf den Beifahrersitz setzte und noch einmal zu der Durchfahrt sah, meinte er, ein hauchdünnes, mattrotes Glimmen zu sehen. Dann war es weg. Den Rest der Schicht war er nicht mehr bei der Sache und er wunderte sich, mit welcher Intensität er sich wünschte, herauszufinden, was an dem jungen Kerl menschlich, und was künstlich war.